

Frauenstimme

Nr. 20 * 47. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

9. Oktober 1930

Sittlichkeit — vor 100 Jahren!

Der starke Frauenüberschuß, den Deutschland heute aufzuweisen hat — nach der Berufszählung von 1925 kamen auf 1000 Männer im Alter zwischen 20 und 45 Jahren 1160 Frauen — wird als einer der Gründe zum Anwachsen der Frauennarbeit angesehen. Und gewisse Kreise, denen die Frauennarbeit als ein Uebel der „neuen Zeit“ ein Dorn im Auge ist, glauben nun auch hierin einen Grund für den berüchtigten angeblichen Zerfall von Familie und Sittlichkeit gefunden zu haben. Gäbe es nicht soviel mehr Frauen als Männer, würden dann soviel Männer, verführt von der Fülle der Auswahl lockender Weiblichkeit, herumtändeln und herumfliegen, statt ein solches christliches Familienleben zu führen, wie es in der „guten alten Zeit“ üblich war? Und hätte nur nach altem Rezept jedes Weibchen sein Männchen, würden sie sich dann nicht alle wieder zu keuschen tugendhaften Ehe- und Hausfrauen entwickeln können, wie dazumal?

Aber wie stand es dann in der guten alten Zeit damit? In einer „Statistik des Preussischen Staates von 1837“ lesen wir darüber folgende aufschlußreiche Angaben:

„In dem Lebensalter, welches vom Anfange des 17. bis zur Vollendung des 45. Jahres oelten mag, gibt es bei uns im



Suzanne Larrence

die Präsidentin des jetzt in Clandudno tagenden Arbeiterparteilages

Preussischen Staates — zufolge der Ermittlungen, welche bei der Volkszählung von 1837 stattgefunden haben — mehr Männer als Weiber; und zwar leben neben 10 000 Personen weiblichen Geschlechts 10 214 Personen männlichen Geschlechts. Ist es nicht bedenklich, wenn wir wahrnehmen müssen, daß von je 100 Männern 2 zum ewigen Zölibat (!) verdammt sind, ohne in irgendeinem Monasterium das Gelübde der Keuschheit abgelegt zu haben? Drängen sich nicht in die Familien die überzähligen Männer, die leer ausgehen, die unbewehrt bleiben müssen, da sie das Weib, welches sie suchen, nicht finden können; und finden sie nicht die willigste Aufnahme bei dem reizbaren, sinnlichen und leichtsinnigen Eheweibe, das, die Veränderung liebend, alle Sittsamkeit, Moral und sittliches Gefühl mit Füßen tritt, dem Hausfreund, ja dem auf der Straße aufgegriffenen Liebhaber und Anbeter all die Rechte einräumt, die es dem Ehemann allein zugeschworen hat, seinen Leib hingebend dem Lüsternen, in dessen Umarmungen, unbekümmert um das brechende Herz des Gatten, unbekümmert um die Wohlfahrt der ehelich gezeugten Kinder, es schwelgt, Liebe gibt, Liebe empfängt, und mit ihr das eheberische Pfand, dessen sündiger Ursprung nach neun Monaten auf ihrem Gesicht zu lesen ist (!). Wär es möglich, daß bei Kirchen- und Polizeibehörden Listen über die aus eheberischem Umgange hervorgehenden Bastarde geführt werden könnten, wir würden erschrecken über die

kolossale Zahl der unglücklichen Geschöpfe, die ein ewiges Brandmal ihrer niederträchtigen Mütter sind!

Ich habe hier ein sehr trübes Bild von der sittlichen Bildung — ich will sagen einzelner unserer (!) Eheweiber entworfen; aber ich frage den Ehemann, er stehe hoch oder niedrig, sei er reich oder arm, den jugendlichen, wie den Mann von mittleren Jahren, ob ich mit zu dunklen Farben aufgetragen?“

Nanu, nanu? Also die Sache lag umgekehrt wie heute: nicht der Frauenüberschuß — der Männerüberschuß war schuld an dem Zerfall der Sittlichkeit von 1837 (der guten alten Bindermeierzeit). Aber auf jeden Fall waren auch damals nur die Frauen, diese Niederträchtigen, Lüsternen, schuld daran, daß die je zwei armen überzähligen Männer vom Hundert ihre keusche Rolle des ewigen Zölibats nicht spielen durften. Denn die anderen Männer, für die eine Ehefrau da war, gingen natürlich alle nur auf sittlich genehmigten Verkehrspfaden, und nur die Ehefrau verlor sich auf lusternen Seitenwegen.

Es ist einleuchtend, daß eine so sittlich entflammte Statistik (wie nüchterntruden wirkt dagegen heute das Statistische Jahrbuch!) bei der Rubrik der Ehescheidungen sich nicht zurückhalten kann. Die statistischen Tabellen verschweigen zwar die Scheidungsgründe, aber

wer wird schon anders schuld sein, als das gefallene Eheweib,

dessen „ganze Atmosphäre mephistophelisch ist“! Natürlich steht der Bezirk des Kammergerichts Berlin an der Spitze der Stata der Ehescheidungen, „die volkreiche Stadt drückt bei der Waage des Familienglücks die Schale der Sittenlosigkeit so tief herab. Wohl-tätig ist aber das Gefühl, daß die Bewohner auch dieses Bezirks in der Befestigung des Sittengesetzes große Fortschritte machen: denn statt der 302. Ehe in der neueren Zeit mußte vor 18 Jahren schon die 198. getrennt werden“. — Wie gut, daß der ungenannte Statistiker die heutige Berliner Ehescheidungs-ziffer nicht mehr zu lesen braucht: im Durchschnitt der Jahre 1924/26 kamen auf je 10 000 bestehende Ehen in Berlin 80 Ehescheidungen, das heißt also jede 125. Ehe, im Jahre 1927 dagegen 181 Ehescheidungen, das heißt schon jede 53. Ehe — trotzdem kein Frauenmangel mehr besteht!

Natürlich wird die Zahl der unehelichen Kinder von dieser moralstiefenden Statistik als Hauptmaßstab für die Sittlichkeit angenommen. Da man nun aber nicht gut die 7000 unehelichen Kinder von 100 000 der Geburten von 1937 nur den lusternen Ehefrauen und den überzähligen Männern in die Schuhe schieben konnte, mußte noch ein anderes Argument herhalten, nämlich: das Fabrikwesen, die ersten Anfänge der Frauennarbeit und der Fabrikarbeit überhaupt, Schaden der Moralität der Arbeiter. Man sieht, die Argumente von heute sind so alt, daß sie eigentlich längst fadenscheinig geworden sein müßten! Schon ein paar Jahre später, 1856, stellt eine andere Statistik (merkwürdig, alle Statistiken von damals haben es mit der Moral), das vierbändige, von den Achtundvierzigern Rotted und Welcker bei Brockhaus in den 50er Jahren herausgegebene „Staats-Lexikon“ fest, daß die meisten unehelichen Geburten in dem völlig fabriklösen Mecklenburg vorkämen (auf 100 eheliche 24 uneheliche Geburten!), während in dem fabrikreichen Sachsen nur 18 uneheliche auf 100 eheliche Geburten entfielen. Der Durchschnitt in Preußen wird für 1856 mit 100 : 8 angegeben — heute sind es 9!

Aber eine Zeit und eine Gesellschaft, die die „Sittlichkeit“ so im Munde führt, bringt es fertig, mit ihren sittlichen Begriffen Zustände zu vereinen, bei deren Schilderung man sich heute entsetzt fragt, wie solche Dinge möglich waren — waren? Ist es denn heute in Indien oder in China anders als im Preußen von 100 Jahren,

wo sich 1839 ein „Regulativ über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken“ schon als „sozial“ vorkommt, das die Beschäftigung — wohlgemerkt nur die regelmäßige Beschäftigung! — von Kindern unter 9 Jahren untersagt? Und empört sich nicht jede Faser, wenn man in einem englischen Parlamentsbericht von 1843 folgende Schilderungen aus einem „Kulturstaat“ liest: „Die Maschinen zur Fabrikation von gedrehten Schnüren werden jetzt fast sämtlich mit der Hand in Bewegung gesetzt, wozu

man Kinder von 3 bis 4 Jahren (drei bis vier Jahren!) zugleich mit ihren Müttern verwendet,

die 12 bis 14 Stunden täglich arbeiten. Damit die Kinder ruhig bleiben, gibt man ihnen eine dem opiumhaltigen Godfrey'schen Liquor zugesetzte narkotische Mixture. Ein Apotheker von Nottingham erklärte, daß er im Laufe eines Jahres mehr als 1300 solcher Mixturen verabreicht habe. Man verfährt mit dieser Vergiftung wie folgt: Angefangen wird damit schon bald nach der Geburt des Kindes. Die Mutter beginnt mit einer Mischung von Rhabarbersaft und Laudanum, geht dann zu dem erwähnten Liquor über und zuletzt auf das reine Laudanum. Die Folgen bleiben nicht lange aus; die kleinen Opfer werden bleich, verlieren ihre Lebhaftigkeit und eignen sich dadurch zu der ihnen bestimmten ruhigen Beschäftigung, bis nach wenigen Jahren der Tod diesem Treiben ein Ziel setzt.“ Und ein von den Parlamentskommissaren vernommener Arzt-Sachverständiger in Manchester wagte die unmenschliche Behauptung, daß es einem Kinde durchaus nicht nachteilig zu sein brauche, täglich 23 Stunden zu stehen!

Und bei alledem findet es auch das „Staats-Verizon“ selbstverständlich für angemessen, daß der Arbeitslohn der

Frauen geringer ist als der des Mannes, denn „die Bedürfnisse der Frauen lassen sich mit einem geringeren Aufwand befriedigen!“ 1850 oder 1930: was hat sich geändert in dieser Argumentation? Das Wort von der „verdammt en Bedürfnislosigkeit“ — paßt es nicht heute noch ganz besonders auf die erwerbstätige Frau?

Erst wer sich rückschauend in diese Anschauungen und Zustände vertieft, ermißt die Tat, die Bebel's Buch „Die Frau und der Sozialismus“ bedeutet hat. „Soll eine weiter fortschreitende Zivilisation“, so schreibt noch 1862 der Demokrat und Republikaner Welcker, einst hervorragendes Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, „uns wirklich dahinführen, die Unterordnung der Frau unter den Mann und somit auch alle Festigkeit des Ehebandes und das wahre Eheleben aufzugeben, dahin, daß wir statt Keuschheit und Schamhaftigkeit der Frauen ihre gleiche Teilnahme an unseren öffentlichen Wahl- und Parlamentsversammlungen und an den Staatsämtern als ihre Ehren und Güter ansehen sollen?“ Und so festgewurzelt waren diese Anschauungen auch noch in anderen Kreisen, daß sogar Bebel auf dem Gothaer Parteitag 1875 mit seiner Forderung, das Wahlrecht der Frauen mit in das Parteiprogramm aufzunehmen, auf so starken Widerstand stieß, daß er überstimmt wurde!

Und heute? Haben wir es wirklich so herrlich viel weiter gebracht? Bei allem was erreicht ist, bleibt immer noch ein Wort von Bebel bestehen, das trotz seines Alters — er hat es 1893 bei der Debatte über den Zukunftsstaat im Reichstag gesagt — heute wieder höchste Aktualität besitzt: „Die Frauen werden erkennen, daß nur allein durch die Sozialdemokratie sie zu ihrer vollen Gleichberechtigung und Freiheit in der Gesellschaft gelangen können!“

Frauen in der Krisis der Gegenwart

Von der Tagung des Bundes entschiedener Schulreformer

Nicht Frauenrechte — Menschenrechte müssen erkämpft werden. Die Solidarität muß Mann und Frau umfassen. Beide müssen sich zur Lösung der Aufgaben vereinigen, die uns einer neuen, besseren Zeit entgegenführen kann. Das war die Grundstimmung der Tagung des Bundes entschiedener Schulreformer, der in diesem Jahr das Thema „Frauenbildung und Kultur“ zur Erörterung gestellt hatte.

Auch die Sozialdemokratie hatte ja von Anfang an jedes gesonderte Vorgehen der Frau — im Gegensatz zur bürgerlichen Frauenbewegung abgelehnt. Ihren Begründern war es klar, daß die Unterdrückung der Frau nur mit der Befreiung der Arbeiterklasse im allgemeinen aufgehoben werden kann. Und trotzdem kann man verstehen, daß gerade heute die Anhängerinnen der Frauenbewegung wieder auf dem Plane erscheinen, obgleich die bürgerliche Jugend ihren Kampf nicht mehr versteht und vergißt, daß sie zum Teil ihr die Zulassung zu höheren Berufen und die Möglichkeit der Gewinnung höherer Bildung verdankt. Gerade heute macht man ja wieder der Frau „das Recht auf Arbeit“ streitig und drängt sie in eine Sonderstellung hinein. Gerade von sozialistischer Seite wandte man sich auf dem Kongress mit Recht gegen den Kampfruf: „Fort mit der Ehefrau aus dem Betrieb“, „Heraus mit den sogenannten Doppelverdienern!“ Aus dringendster Not ist besonders die proletarische Ehefrau meist erwerbstätig, ihr Lohn dient häufig nur dazu, der Familie das Existenzminimum zu sichern. Auf diese Verhältnisse wiesen im vergangenen Jahre auch die Spitzenorganisationen der Gewerkschaften hin, als sie sich mit dem „Recht der Ehefrau auf Arbeit“ beschäftigten und sich gegen die grundsätzliche Entlassung der verheirateten Frau wandten. Wie unsicher ist doch heute meist auch die Versorgung durch die Ehe, worauf mit Recht eine der Genossinnen hinwies. Wenn die Frau nach der Eheschließung ihren Beruf aufgibt, so ist es ihr bei der Lage des Arbeitsmarktes meist unmöglich, nach einigen Jahren wieder unterzukommen, einerlei ob sie geschieden ist oder der Mann und die Kinder arbeitslos sind. Darüber muß man sich auch ferner klar sein, und darüber herrscht auf der Tagung wohl auch kaum eine Meinungsverschiedenheit:

Eine Wandlung und Erneuerung der Ehe ist nur möglich bei wirtschaftlicher Selbständigkeit der Ehefrau.

Sie ermöglicht es ihr zum Beispiel nur, die Ehe mit einem Partner aufzugeben, dem sie nicht mehr Freund sein kann. Wie oft steht aber heute eine Frau allein deshalb eine Ehe fort, weil sie bei Scheidung völlig unversorgt bliebe. Noch immer gibt es Politiker und nicht nur in Kreisen der Konservativen oder des Zentrums, die der Frau die einzige Aufgabe zuweisen wollen, Hausfrau und Mutter zu sein, Erhalterin der Familie. Sie vergessen dabei, worauf

auf der Tagung immer wieder hingewiesen wurde, daß die Familie in der uns überlieferten Form als Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft, als Gemeinschaft für die Freizeitgestaltung — wenigstens in der Großstadt — nicht mehr existiert. Nicht durch Klagen über die verschwundenen Zeiten werden diese Verhältnisse geändert. Es gilt vielmehr, aus den Mitteln der Allgemeinheit Einrichtungen zu schaffen, die die gesunde geistige und körperliche Aufzucht der Kinder ermöglichen.

Immer wieder werden bei Erörterungen über die Aufgaben der Frau für die Kultur und die Gesellschaft eine ganz bestimmte geistig-seelische Eigenart der Frau vorausgesetzt. Der eine sagt: die Frau hat eine geringere Fähigkeit zum logischen Denken als der Mann, der andere meint, die Frau reagiere leichter auf äußere Einflüsse. Beide sind sich aber nicht darüber klar, daß uns die Wissenschaft gar keine Anhaltspunkte dafür gibt, wie wir die psychischen Geschlechtsunterschiede bestimmen können.

Erst in der Zukunft wird sich bei freier Kooperation von Mann und Frau erweisen, ob und gegebenenfalls welche gesonderte Aufgaben den beiden Geschlechtern zufallen. Diese Kooperation wird gerade der Frau im Augenblick besonders schwer gemacht. Es ist ein tragisches Schicksal, das der Frau — so führte eine sozialdemokratische Rednerin auf der Tagung aus —

im Augenblick, wo sie sich als Schaffende bewähren sollte, die Möglichkeit der Arbeit nimm.

Diese Rednerin wies hauptsächlich, neben dem Vorsitzenden, immer wieder auf die große wirtschaftliche und geistige Not durch die Arbeitslosigkeit hin. Einige Vortragende waren sich scheinbar darüber nicht klar, daß jede höhere Zielsetzung völlig illusorisch ist, so lange es uns nicht gelingt, die wirtschaftliche Not erfolgreich zu bekämpfen, so lange zum Beispiel gerade die Zahl der weiblichen arbeitslosen Angestellten von Monat zu Monat verhältnismäßig noch mehr steigt als die Zahl ihrer erwerbslosen männlichen Kollegen. So lange diese Verhältnisse andauern, wird es nur wenigen Frauen etwas nützen, wenn die Gesellschaft einmal das Recht der unehelichen Mutter anerkennt und die Gleichstellung des unehelichen mit dem ehelichen Kinde durchsetzen wird. Eine arbeitslose Frau kann sich kein Kind leisten!

Allzuoft wurde auf der Tagung von der Frau gesprochen. So wurde nicht genügend von vielen Rednern unterschieden, die Frau, die in gesicherter wirtschaftlicher Lage aus Neigung einen Beruf erwählt, und die Frau, die notgedrungen unter ungünstigen wirtschaftlichen Bedingungen erwerbstätig sein muß. Auch leidet nicht jede Frau darunter — daß muß heute einmal gesagt werden — wenn sie sich sexuell nicht ausleben kann. Je nach Anlage und Umwelt sind die Frauen verschieden.

E. H.

Die interessanten Häufchen.

Wir gingen aus dem Kinderhaus nach Hause; es war unser gewöhnlicher Weg, den wir alle Tage machten, er konnte uns keine Ueberraschung mehr bieten und seine Gefahren- und Glanzpunkte waren vorher festgelegt: Da war der Uebergang über die autodurchdrastete Allee, der Spielzeugladen und die zoologische Handlung mit dem Affen im Schaufenster, von dem der Hans immer gar nicht wegzubringen war. Andere Dinge hatten kein Interesse selten gefesselt, die Bonbonläden waren längst ausgeschaltet, denn Hans hatte lange gemerkt, daß es gar keinen Sinn hatte, um Gutseln zu betteln oder zu quälen — außerdem ist er ein viel zu kluger Diplomat, um so dumm mit der Tür ins Haus zu fallen. Aber davon vielleicht ein andermal. Diesmal schien nun etwas sein Interesse besonders zu erregen, keine Bonbons, i bewahre, ganz im Gegenteil — ja, wie sagt man das nun der geneigten Leserin? — Also kurz und gut, es waren die mannigfaltigen Denkmäler, die die lieben Hündlein immer an unseren Straßen errichten — hm, ja, es war im wahrsten Begriff des Wortes Hundedreck, der Hans' Interesse fesselte.

„Sieh mal, Mama, da hat sich ein Hund hingeseht!“ — „Ja, Du, noch zwei Laternen, dann kommt der Spielzeugladen!“ — „Das ist aber ungezogen von den Hunden! Sie können das doch gar nicht reinemachen!“ (Dabei denkt der Spitzbube sicher heimlich, daß es die Hunde eigentlich sehr gut haben, weil ihnen keine Mutti den Scheuerlappen in die Hand drücken kann!) — „Ja.“ — „Da liegt schon wieder eine Hundewurst!“ — „hm.“ — „Die kann man nicht essen, nicht wahr?“ — „Nun wurde mir die Sache doch etwas kurios.“ — „Nein, das ist eklig! Die stinkt doch! Wie kommst du bloß darauf?“ — Der Walter kipfer hals gesagt! „A soll mal eine nehmen!“ — „Na, der ist schön dumm! Von so einem dummen Jungen würde ich mir gar nichts erzählen lassen, mit dem würde ich gar nicht mehr reden!“ Und dann gelang es mir, die Unterhaltung doch auf einen anderen Gegenstand zu lenken.

Aber etwas stuhlig hatte mich die Sache gemacht, und ich nahm mir vor, nun mal etwas genauer aufzupassen auf diesen Walter Kipfer und einige andere Spielgefährten meines Jungen. Man kümmerte sich ja sonst wenig um die anderen Kinder im Kinderhaus, war froh, wenn man seinen eigenen Jungen möglichst schnell abholfertig angezogen hatte — aber nun fiel mir doch Berührendes auf. Schon zweimal hatte der Junge merkwürdige Bemerkungen gemacht, als es bei uns frische Wurst gegeben hatte, hatte die sonst so geliebte „Schwarze Wurst“ mißtrauisch und mißmutig mit der Gabel zermanscht. Ob andere Eltern wohl ähnliche Erfahrungen gemacht hatten? Und auf dem nächsten Elternabend — der Referent hatte uns gerade die wertvollsten Winke über die körperliche und seelische Hygiene des Kleinkindes gegeben — fing ich zum Entsetzen der Leiterin mit der klaren Frage an, ob er nicht glaube, daß

ein psychopathisches Kind im Kindergarten

genau so gefährlich sein könne, wie irgendein mit einer Infektionskrankheit behaftetes? Ja, natürlich — es wäre aber interessant, wenn ich nähere Angaben darüber machen würde, in welcher Weise ich meinen Jungen für gefährdet hielt. Nun erzählte ich von meinen Beobachtungen; und im Verlauf der Debatte kam dann heraus, daß auch andere Eltern sich schon den Kopf darüber zerbrochen hatten, warum ihre Kinder sich in mancher Weise gewandelt hatten — sie hatten dieser Sache bisher nur keine große Wichtigkeit beigelegt. Da war ein kleines Mädchen, das seinen Kakaos nicht mehr gern trinken wollte; der Walter hatte ihr neulich gesagt, das sei Na da in ihrem Topf, nun solle sie mal die Na austrinken — und ebenso hatte er anderen das Essen verweigert. Ein anderer der Spielkameraden meines Jungen hatte mich neulich aus heiler Haut in das Bein gebissen — und der Walter hatte ihm das vor kurzem erst vorgemacht, als er von seinem Fräulein abgeholt wurde... Eine Beobachtung kam zur anderen: und da hier die Sache in voller Öffentlichkeit abgehandelt wurde, dauerte es nicht mehr lange, bis Walter aus dem Kinderhaus entfernt war, trotzdem die Leiterin meinte, es wäre unrecht, denn für diesen Jungen wäre die Erziehung durch seinen nervösen Vater und die allzu nachgiebige Mutter auch nicht geeignet.

Darin mußte ich ihr freilich recht geben. Aber schließlich war uns doch die seelische Gesundheit der anderen dreißig Kinder wertvoller und wichtiger. Denn das wurde in dieser Elternversammlung festgestellt:

Es gibt eine seelische Ansteckung,

und nirgends sind ihre Gefahren so groß, wie in dem täglichen Zusammentreffen in einem geschlossenen, verhältnismäßig kleinen Zirkel. Wir großen Leute erleben ja auch oft genug, wie sich ein Psychopath zum „Führer“ einer Bewegung macht und durch geistige

„Ansteckung“ ganze Scharen von Anhängern um sich sammelt. Das lebendigste Beispiel ist mir dafür die vor einigen Jahren grassierende „Häuser-Bewegung“. In den Versammlungen dieser Menschen herrschte eine wahre Wiedertäuferstimmung, vorher leidlich gescheite und ganz normal wirkende Menschen zogen diesem neuen Messias, der den § 51 in der Tasche hatte, scharenweise nach, opferien ihm Existenz, Familie, Leben... und nach dem Tode des „Meisters“ löste sich die ganze Bewegung in nichts auf. Ähnliches erleben wir heute an den Weissenbergianern, wenn auch ihr großer Meister nicht so deutlich das Aeußere eines Psychopathen hat, wie seinerzeit Häuser; der kleine Mann, dem die Bauernschlauheit aus seinen kleinen Augen blüht, bedient sich vielleicht sogar bewußt all des mystischen, für Psychopathen so unwiderstehlich wirkenden Brimboriums. Wenn wir großen Leute an unseresgleichen nun schon derartige Dinge erleben, dann können wir uns erst vorstellen, was es für unsere Kinder bedeutet, daß bis heute in der Erziehung der Kleinkinder, die auf Kindergärten und Kinderhäuser angewiesen sind, noch immer keine reinliche Scheidung zwischen normalen und psychopathischen Kindern vorgenommen wird.

Ein psychopathisches Kind kann in einem solchen Kindergarten leicht zum „Führer“ der gesunden Kinder werden; seine krankhaften Eigenschaften erscheinen den anderen „interessant“, besonders dann, wenn sie sehen, daß diesem Kind auf Grund seiner Veranlagung von Angehörigen oder, schlimmer, sogar von den mit der Erziehung beauftragten Personen

besondere Rücksichten erwiesen werden,

und das wird sich manchmal gar nicht vermeiden lassen, denn es ist ja selbstverständlich, daß diese Kinder anders behandelt werden müssen als gesunde und normale. Jeder Kindergartenleiterin sind die „Beispielidemien“ bekannt: irgendein Kind hat damit angefangen, und nun ahnen es die anderen nach — zuerst vielleicht bei Streitigkeiten, dann ohne jeden Anlaß; zuerst sieht es wie ein Schabernack, eine Neckerei aus — mit einem Male ist es eine Mode, die fast alle Kinder mitmachen. Ebenso die Verkrampfung des „Troges“, die sich vom „Boten“ zum Trampeln und schließlich zu wahren Schreittrampeln entwickelt. Hansel war z. B. in diesem Jahr während einer Reise nur acht Tage lang in einer uns bis dahin unbekanntem Familie untergebracht; nach Wochen, als wir endlich zu Haus angelangt waren, versuchte er mehrmals, uns richtig eine Szene zu machen, wenn ihm irgend etwas nicht paßte — schließlich trampelte er wütend mit den Füßen — und als wir mal in einem ruhigen Augenblick darüber sprachen, erzählte er, daß der kleine Manfred ja auch immer trampelte —

und „dann nimmt ihn seine Mamma auf den Arm!“

Wir haben ihm das sehr schnell wieder abgewöhnt — wie, das ist eine andere Geschichte. Aber diese kleine Episode bewies mir wieder, wie großen Einfluß auf die Entwicklung eines Kindes die Wahl seiner Spielkameradschaft hat.

Nun könnte man freilich entgegen, daß alle diese Gefahren dem Kinde ja durch die Erziehung in der Familie erspart blieben. Ganz abgesehen davon, daß sich bei unseren heutigen Ein- oder Zweifamilienfamilien dann andere pädagogische Schwierigkeiten ergeben, muß man aber der Tatsache Rechnung tragen, daß die Berufstätigkeit der Frau in vielen Fällen ebenso die Unterbringung der Kinder in Kinderhorten bedingt, wie die schlechten Wohnverhältnisse oder der Mangel an geeigneten Spielplätzen für Kleinkinder. Ohnehin wird die Erziehung des Kleinkindes in der Familie oftmals nur als eine Art Nebenprodukt des Familienlebens behandelt, und sie fällt auch demgemäß aus. Sie wird in absehbarer Zeit wahrscheinlich ebenso von der Gemeinschaft übernommen werden, wie die Schulbildung und die sportliche Erziehung. Gerade darum aber haben wir Frauen, und besonders die Frauen der Arbeiterschaft, ein dringendes Interesse daran, daß hier von seiten der Gemeinden in den Kinderhorten bald dieselbe Trennung vorgenommen wird, die in den Grundschulen ja glücklicherweise schon eingeführt ist: Hilfs- und Sonderhorte für psychopathische Kleinkinder in genügender Zahl geschaffen werden — und daß derartige Kinder nicht unter die gesunden Kleinkinder gesteckt werden; denn die Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung haben uns ja hinreichend darüber aufgeklärt, welchen Einfluß die Eindrücke gerade dieser „vergesenen“ Kinderjahre auf ein ganzes Menschenleben haben können.

Rose Ewald.

Rückständigkeit. Der Justizminister des Irischen Freistaates hat entsprechend der Empfehlung des Zensurenamtes dreizehn Bücher, größtenteils solche über Geburtenkontrolle, verboten. Auf Uebertretung des Verbots stehen strenge Strafen.

Kleine Tatsachen.

Was die Statistik zutage fördert.

Während fast überall in Europa eine bedeutende Uebersahl von Frauen vorhanden ist, herrscht in der Stadt Belgrad umgekehrt geradezu ein Ueberfluß an Männern: 130 000 Männern stehen nur 96 000 Frauen gegenüber! Leider zerstören Natur und Lebensgewohnheiten aber dieses Verhältnis, da die Sterblichkeitsziffer der Männer über 45 Jahre doppelt so groß ist als die der Frauen, so daß es in Belgrad ungewöhnlich viele Witwen gibt. Die größere Erwerbstätigkeit der Männer läßt sie fast überall früher sterben als die Frauen. Von 102 hundertjährigen Belgradern (die Langlebigkeit der Balkanvölker soll übrigens mit auf Joghurtgenuß zurückzuführen sein, der Darmkrankheiten vermindert) sind 68 weiblichen Geschlechts.

Frauen gegen Aufhebung des § 218!

Im Mai dieses Jahres hatten sich 356 Berliner Ärztinnen — etwa 80 Proz. der weiblichen Ärzteschaft Berlins — mit einer Eingabe an den Reichstag und den Strafrechtsausschuß gewandt, die dem Arzt die Schwangerschaftsunterbrechung nicht nur bei gesundheitlichen, sondern auch bei sozialer Notlage zu gestatten forderte. Die Eingabe schlug u. a. folgende Fassungen für den neuen Gesetzesentwurf vor: „Eine Unterbrechung der Schwangerschaft ist nur dann strafbar, wenn sie nicht von einem approbierten Arzt unter Verletzung der Regeln ärztlicher Kunst oder gegen den Willen der Schwangeren ausgeführt wird“ oder bei Ablehnung dieser Fassung: „Eine Abtreibung liegt nicht vor, wenn ein approbierter Arzt eine Schwangerschaft unterbricht, weil die Unterbrechung nach den Regeln der ärztlichen Kunst zur Abwendung einer Gefahr für Leben und Gesundheit der Mutter erforderlich ist. Derselbe Bestimmung gilt, wenn von einem approbierten Arzt wegen sozialer und wirtschaftlicher Notlage auf Verlangen einer Schwangeren die Unterbrechung vorgenommen wird.“ Nachdem bereits die Berliner männlichen Ärzte gegen diese einsichtigen verantwortungsbewußten Forderungen ihren Einspruch erhoben hatten, finden sich nun auch Frauen, weibliche Ärzte aus dem Reich, die für die furchtbare Notlage ihrer Geschlechtsgenossinnen folgenden verständnisvollen und phrasenhaften Protest aufbringen: „Der Freigabe der sozialen Indikation, wie sie gefordert wird, müssen wir entschiedenen Widerspruch entgegenstellen. Die Lösung wirtschaftlicher und sozialer Konflikte kann nicht durch Tötung, sondern nur durch Behebung der wirtschaftlichen Not und geeignete Fürsorgemaßnahmen erfolgen. Es ist nicht angängig, in einer Zeit, in der durch augenblickliche Not bedingten allgemeinen Verwirrung Begriffe im Volk zu verankern, die jedes Verantwortungsgefühl aufheben. Im Volksempfinden deckt sich die Auffassung der Straffreiheit erfahrungsgemäß vielfach mit dem Begriff der sittlichen Erlaubtheit... Wir fordern, daß auch die Straffreiheit der medizinischen Indikation von den strengsten Sicherungen umgeben werde.“ Nur Erlebnis am eigenen Leibe könnte diese Selbstgerechten sehend machen.

Warum niedrigere Frauenlöhne?

Die belgische Vereinigung für den sozialen Fortschritt hat einen Bericht veröffentlicht, in dem die wichtigsten Gründe untersucht worden sind, die für den Unterschied in der Bezahlung von Männer- und Frauenarbeit geltend gemacht werden. In der Schlussfolgerung des Berichts heißt es, daß bei gleichartiger Arbeit, also bei gleicher Erzeugung und gleicher beruflicher Geschicklichkeit auch die Löhne gleich sind, wie bei Webereien, Tabakindustrie (Anm. d. Redaktion? Wo? In Belgien?). Auch in den freien Berufen mit gleicher Berufsvorbereitung und gleichen Prüfungen sind Männer und Frauengehälter gleich, wie im Unterrichts- und Verwaltungswesen. (?) Ein Unterschied entsteht, wo Frauen zwar bei der gleichen Arbeit beschäftigt werden, aber nicht die gleichen Stücke machen wie die Männer, z. B. bei Tapencen. Ferner tritt ein Unterschied ein, wenn Frauen trotz gleicher Arbeit nicht die vorkommenden kleinen Reparaturen ausführen können oder sich nicht die vollständigen Berufskennntnisse erwerben, wie in der Metallindustrie. Ferner ist der Lohn niedriger in den Gewerben, wo ein großes Angebot von Frauen zu niedrigeren Lohnsätzen vorhanden ist, so daß sie die Männer verdrängen (wo?), auch dort, wo für Arbeiten eine starke körperliche und langandauernde Anstrengung notwendig ist. Einen weiteren wichtigen Grund für den Unterschied stellt der Bericht auch in der gewerkschaftlich sehr schwachen Organisation der Frauen, die es dadurch nicht genügend verstehen, ihre Interessen wahrzunehmen. Der

Bericht fordert bei der Wichtigkeit der ganzen Frage eine Untersuchung vom Standpunkt der Berufsberatung aus. Ferner soll die Berufsausbildung der Frauen gefördert werden, um den Wert ihrer Arbeit und damit ihre Löhne zu steigern. Da die wertvollste Frauenarbeit zweifellos die der Hausfrauen sei (?), wünscht der Bericht durch Untersuchungen einen Maßstab für den tatsächlichen wirtschaftlichen und sozialen Wert der Hausarbeit zu finden. Da schließlich die niedrigeren Frauenlöhne auch auf Ueberschuß an weiblichen Arbeitskräften zurückzuführen seien, müsse eine Regelung des Arbeitsmarkts durch bessere Berufsausbildung und Berufsberatung erfolgen.

Stärkere Männerarbeit bei gleichen Löhnen?

In einem Bericht des Frauenbüros des amerikanischen Arbeitsministeriums zur Frage des Arbeiterinnenschutzes wird erwähnt, daß durch ein Lohngesetz des Staates Michigan aus dem Jahre 1919, welches für die Metallindustrie gleichen Lohn für beide Geschlechter vorsah, viele Frauen ihre Arbeitsplätze in der Maschinen- und Metallindustrie verloren haben: „Die allgemeine Haltung der Unternehmer schien die zu sein, daß der einzige Grund zur Beschäftigung von Frauen in der Gegenwart die niedrigeren Kosten der Arbeit waren... Wenn ein Arbeitsplatz ebenjotut von einem Mann wie von einer Frau ausgefüllt werden kann und der Lohn müßte für beide der gleiche sein, so würde der Mann vorgezogen werden, selbst wenn die Frau eine Kleinigkeit tüchtiger wäre.“ S. S.

Großmutter's Modelaunen.

Einen Querschnitt aus Alt-Berlin zeigt die Ausstellung „Krinoline und Turnüre“ bei Friedmann u. Weber in der Budapester Straße (den ganzen Oktober geöffnet). Da erstehen Seitchen Gebert und Henriette Jacoby, die Frauengestalten von Georg Hermann — der übrigens als wirklicher Kenner und Liebhaber des Biedermeier die launige Einleitung für den Katalog geschrieben hat — fast lebhaftig vor unseren Augen; nicht nur wie sie sich kleideten, sondern auch wie sie lebten. Da ist nicht nur eine interessante historische Modenschau zu sehen, sondern da sind auch mit viel Liebe, Mühe und gutem Geschmack die Interieurs von damals mit all ihrem netten, zwar überflüssigen, aber doch so charakteristischem Krimstrams geschaffen. In Großmutter's guter Stube mit den schweren dunkelgrünen Ripsmöbeln, dem Wolltischchen auf dem Handarbeitstisch, den schweren, obernigen Vertikals und Vitrinen, den Decken und Decken, dem gestickten Klingelzug und all den unzähligen, überall umherliegenden teuren Andenken ist so ganz der Charakter der damaligen romantisch-beschaulichen Epoche wiedergegeben. Und nun erst die Kleidung damaliger Zeiten! Der erste Eindruck für den Menschen von heute ist:

Wie greisinnenhaft wirken die meisten Kleider mit ihren vielfach dunklen, strengen Farbönen,

darüber noch eine schwarze Mantille aus Spitzenstoff und die Kapothütchen mit Bindebändern.

Schon in der Biedermeierzeit beteten die Frauen der Besitzenden einen modischen Gott an und der hieß — Paris. Nur wer dort arbeiten ließ, konnte überhaupt als modebestimmend gelten. Da gibt es denn auch eine ganze Reihe echter „Pariser“ Modellhütchen zu sehen, die für uns bezaubernd wirken. Ganz flache, letterartige Hütchen, reich mit Blumen und Bändern verziert, dann wieder richtige Kapothütchen, überladen mit Straußfedernköpfchen und Reiterbüscheln, Samtkapuzen mit angearbeiteten Hut, Diademhüte (Paris 1868) mit viel Goldstickerei, Perlen und Blumen, alle winzig klein, auf der obersten Kopfspitze schwebend.

Die Stoffe und ihre Farben, mögen sie nun noch so zart in Farbe und Material sein, sind frisch und wirken wie neu. Und ebenso qualitativ wertvoll wirkt die ganze Verarbeitung der einzelnen Kleidungsstücke, es scheint

alles für die Ewigkeit bestimmt

zu sein, im Gegensatz zu unserer Zeit, wo einzig das heute bestimmend für alles und jedes im Leben ist. Der Stil der Zeiten von 1830 bis 1890, der hier festgehalten ist, zeigt die tollsten Modelaunen und -arbeiten.